Wo ich herkomme

Projektbeschreibung für einen kreativen Dokumentarfilm von Manfred Blank

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin,
Tel. ./ Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

1

Ein kreativer Dokumentarfilm über die Orte meiner Herkunft und meiner Kindheit:

- Kolberg/Kołobrzeg in Hinterpommern / heute Polen
- das Dorf Rieste im Kreis Bersenbrück (zwischen Osnabrück und Oldenburg)
- die Stadt Osnabrück.

Konfrontation meiner Erinnerungen und der meiner Familie mit der Gegenwart dieser Orte und ihrer Geschichte in den letzten 50 Jahren. Ein Heimatfilm.

2

Die für einen Sterblichen schwer zu ermessenden Ratschlüsse des Schicksals haben es gewollt, dass ich in den letzten mehr als fünfzehn Jahren viel in der Türkei gelebt und gearbeitet habe – eine ganze Reihe, fast könnte man sagen Serie, von Dokumentarfilmen ist so entstanden, in Zusammenarbeit mit meiner Lebensgefährtin Merlyn Solakhan, die in Istanbul geboren und aufgewachsen ist. Von den drei Ursprungsmythen des (nicht nur Dokumentar-) Films, die der englische Kinohistoriker und Filmemacher Kenneth Brownlow postuliert (*The War, the West and the Wilderness*), ging es dabei wohl um die Wildnis oder – um es in ein Bild aus dem frühen 19.Jahrhundert zu bringen –, um das, was in Schumanns Klavierstück „Von fremden Menschen und Ländern“ aus dem Zyklus *Kinderszenen* in dieser zum Weinen schönen Weise dargestellt wird.

Wir sind nicht nur in Istanbul gewesen, sondern in den verschiedensten Gegenden Anatoliens herumgekommen. Auch jeden Sommer treibt es uns dort hin. Die bäuerlichen Menschen Anatoliens haben uns mit ihrer unverstellten Freundlichkeit und Gastfreundschaft beschämt und haben uns manches Mal geheilt von unserer westeuropäischen Großstadtkrankheit.

Wenn wir ins Reden kommen mit ihnen, fragen sie uns zuerst auf eine fast rituelle Weise jene Fragen, die zum Volkskanon gehören und fast geflügelte Worte wurden: „Woher kommst du? Wohin gehst du?“ Fragen derer, die gleich Gastgeber sein werden. Fragen der Bodenständigen an den fremden Reisenden, den Gastfreund. Ob sie wirklich, in Anatolien, das bis vor nicht so langer Zeit entweder gar nicht oder von Nomaden und Umgesiedelten bewohnt war, von Einwanderern und vielerlei Arten von kleinen minoritären Völkerschaften, ob sie wirklich Bodenständige sind, sei dahingestellt oder vielmehr: einer künftigen Nachforschung, einem künftigen Film vorbehalten. Sie begegnen uns als die Bodenständigen und stellen die Fragen, die von alters her der praktischen Ausübung der Gastfreundschaft vorausgingen und gleichzeitig den Gast schon ehrten: er, von weit hergekommen, erscheint als eine kostbare Kreatur, weil er von dem weiß, was weit draußen, was in der Welt gerade vor sich geht, und weil er diese wertvollen Nachrichten und Geschichten herbringt, die dann im endlosen Männerpalaver der Kaffeehäuser und im vergnügten Geklatsche der Frauenversammlungen weiter getragen werden und so in die dortige abgeschiedene Welt eingehen.

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

3

Woher komme ich? Ich bin in Deutschland geboren, meine Eltern aber in dem Teil Hinterpommerns, der jetzt schon über 60 Jahre zu Polen gehört und ganz viel früher, als er aufhörte, Wildnis zu sein, zuerst ostgermanisches und dann slawisches Siedlungsgebiet war. Ich bin in der norddeutschen Tiefebene, in Rieste im Kreis Bersenbrück, geboren, wesentliche Teile von Kindheit und Jugend habe ich aber auch in Osnabrück verbracht. Ich bin in München zum Filmemacher geworden, und die Affenliebe des Zugereisten gilt noch immer den Seen und Bergen zwischen Starnberg und Garmisch. Aber seit mehr als zwanzig Jahren nun lebe ich hauptsächlich in Berlin, dessen herbem Charme ich weiß Gott auch nicht unberührt gegenüber stehe. Seit über fünfzehn Jahren haben die Sujets der meisten meiner Filme etwas mit der Türkei und Istanbul zu tun und die uralte, wild wuchernde, staubige und unübertreffliche Megalopole an der Nahtstelle der Kontinente hat längst mein Herz gewonnen.

Sind wir mit einem Viertelgedanken und einer kurzen Aufzählung nicht jetzt schon bei Adam und Eva und weit draußen in der Welt? Wohin soll das führen?

4

Weit weg von heute, wo, wie ich mir eingestehen muss, mein Alter begonnen hat, die Zeit der Gebrechen und der beginnenden Hinfälligkeit, zurück in die Kindheit. Zurück in die Zeit, in der ich ein unbeschriebenes Blatt war und nicht ein vergilbendes Buch. In meinem Alter haben viele das gleichsam virtuelle Buch ihres Lebens in die Form einer Autobiographie gebracht. Wie ich das geworden bin, was ich bin. Die Identität und die Selbstanalyse. Wer sein Leben damit verbracht hat, Menschen zu charakterisieren, Menschen darzustellen und zu verstehen, kommt wohl zwangsläufig einmal dahin, sich selbst, der in Verkleidungen, Masken und Spiegelungen immer schon der eigentliche Gegenstand der Arbeit war, vollends zum Sujet eines Oeuvres zu machen.

Meine Autobiographie – besser gesagt, dieser kleine erste Teil von ihr – soll ein Dokumentarfilm werden, das von mir während der letzten zwei Jahrzehnte – aber ich muss schon sagen: nicht ganz freiwillig – bevorzugte Genre. Dokumentarische Autobiographien gibt es, soweit ich weiß, nicht so viele. Ich betrete in gewisser Weise Neuland. Allein das schon weist das Projekt aus als ein kreatives.

Nicht erst seit Freud hat die Kindheit etwas Magisches. Unschuld als hoch veranschlagte Tugend, Geborgenheit als gleichermaßen wohlige Erinnerung und glücksverheißende Hoffnung treffen, bei genauer Nachprüfung und genauem Hinschauen und Reflektieren, auf den realen hilflosen Jammer. Was davon ist wahr? Alles davon ist wahr. Die Hoffnung. Die Heimat. Die Trostlosigkeit. Die Fremdheit.

Beim Nachdenken über mich erschien mir immer zwingender, dass ein kleines Vorkommnis in meiner Kindheit ein Schlüsselerlebnis gewesen ist. In ihm ist der Schlüssel verborgen zu der Identität, die sich herausgebildet hat.

An meinem ersten Schultag wurden, nachdem die Mütter den Klassenraum verlassen hatten, die Namen der taufrischen Schüler der Reihe nach verlesen. Wer genannt wurde, hatte sich zu

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

melden. Mit Bestürzung sah ich, dass ich ziemlich am Anfang schon dran war (ich wusste noch nicht, dass B eben sehr früh im Alphabet kommt). Ich traute mich nicht, mich zu melden. Eine kleine peinliche Pause entstand. Ich musste es einfach tun, obwohl mir die Tränen in die Augen schossen und ein hemmungsloses Weinen den Hals hoch kroch. Ich meldete mich, schluckte das Weinen herunter wie einen riesigen Kloß, wischte verschämt die Tränen weg. Ein weiteres Mal aber würde ich das nicht können: mich bemerkbar machen, während aller Augen auf mich gerichtet waren.

Auf der Welt zu sein, möglichst ohne dass es den Anderen auffällt: Ein Leben lang habe ich mich an dieser Paradoxie abgearbeitet. Ich wurde folgerichtig ein Kommunikator. Ein Kommunikator, dem es schwerfällt zu kommunizieren. Wie, einem berühmten Diktum zufolge, ein Schriftsteller jemand sei, dem das Schreiben schwer falle. Wie der Stotterer, den ich einmal am Publikumsschalter des Einwohnermeldeamtes erlebt habe. Schließlich wie Demosthenes, der berühmte antike Rhetor, der sein Stottern geheilt haben soll, indem er mit Steinen im Mund und gegen die Brandung an deklamiert habe.

Dieses Schlüsselerlebnis bedarf der Analyse. Heute meine ich, dass mein Verhalten, mein Kampf mit diesem Verhaltensmuster, meine psychische Befindlichkeit, dass all das mit der Situation zusammenhängt, in der sich die Familie während meiner frühen Kindheit befunden hat. Wir waren in einem uns fremd gebliebenen Dorf, in einer uns fremd gebliebenen Stadt die Leute, die eigentlich nicht dazu gehören. Das ist die zweite Quelle, aus der sich mein Thema speist. Woher komme ich also?

5

Die anatolischen Bauern wollen mit ihrer unschuldigen Frage auf der einen Seite wissen, was einen denn herführe von so weit. Denn wenn man eine solche Reise tue, müsse das einen triftigen Grund haben. Den wollen sie wissen, in ihrer rührenden Art und Weise, einer Mischung aus Ehrerbietung und Neugier. Normal ist es eben, an **einem** Ort zu sein und zu bleiben, dem Ort der Ahnen und der Nachfahren. Das schon fast zweihundert Jahre alte, westeuropäische „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus ...“ kennen sie nicht. Und der nicht Sesshafte hat, auch bei ihnen, den Geruch des Zweifelhaften, des nicht ganz Vertrauenswürdigen, des „Landstreichers“, des Gauners gar.

Auf der anderen Seite wollen sie wissen, wer man sei. Das tritt im Erzählen zutage, im Erzählen dessen, woher man kommt. Das tritt zutage durch die Weise des Erzählens und das tritt zutage durch das Erzählte. Ein Ort hat ein Fluidum, eine Aura, die sich gleichsam in seinen Bewohnern aktualisiert. Yaşar Kemals Halbbruder hat uns einmal – um uns zu beweisen, dass die Poesie in der Familie liegt – ein selbstverfasstes Poem rezitiert, in dem jede Strophe den Gegenüber nach einem Ort aus der heimischen Çukurova, der Adana-Ebene, fragt. Ob er daher komme? Und die Orte werden in einem Halbsatz charakterisiert. Einst habe ich, zur allergrößten Verwunderung der Hannoveraner, den Frauen dort ständig auf die Beine geschaut, nur wegen des Satzes: „In Hannover an der Leine haben die Mädchen dicke Beine.“ Vor Ähnlichem, womöglich Gefährlichem, hat mich in Buxtehude, „wo die Hunde mit dem Schwanz bellen“, allein die Tatsache bewahrt, dass ich dort nie war.

Gleichsam aus der Perspektive unserer anatolischen Freunde also wird der Film erzählt; aus der Sicht von Menschen, deren Heimatgefühl noch intakt ist, wiewohl, wie wir ja wissen, es

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

dieses Wort *Heimat* nur im Deutschen gibt. Wenn ich mich in dem Film frage, woher ich komme, stelle ich also die Frage nach meiner Heimat.

Ich stelle sie auch in dem Sinne, wie sie in Blochs berühmtem Aperçu aus dem *Prinzip Hoffnung* gestellt wird: der Ort, wo noch nie jemand war und der aus der Kindheit herleuchtet. Aufgehoben, wie meine anatolischen Freunde es vielleicht sind oder ihre Vorfahren es waren, bin ich an diesen Orten nicht. Aber wenn sie auch, im Rückblick, unwirtliche Plätze waren, so sind es doch die, welche mich geprägt haben. Und als die Orte meiner Herkunft will ich sie aufsuchen und vielleicht eine Spur entdecken meiner Kindheit – auf alle Fälle aber meine wie auch immer undeutlichen Erinnerungen konfrontieren mit einer deutlichen, sichtbaren Gegenwart. Ich bin einmal dort ein Kind gewesen. Ich habe mich verändert und die Orte haben sich verändert. Meine Vergangenheit als das Kind, das ich dort gewesen bin, und der Filmemacher, der ich heute bin – beides das trifft auf Orte, die in diesen knappen fünfzig Jahren selbst eine Geschichte haben, die ich im Heute suche.

6

Ein wenig peinlich ist mir dabei das **Ich,** welches ständig im Munde zu führen und in gewisser Weise zu „verfilmen“ ich bei diesem Werk kaum umhin kommen werde. Aber ich erlaube mir, diese Scheu vor dem Ich als ein Teil des Problems selbst anzusehen und deklariere diese Arbeit forsch als Bestandteil einer Eigentherapie. Viele, zum Teil grandiose Dinge hat diese Art von Therapie schon hervorgebracht, von Rousseaus *Confessions* über Moritz' *Anton Reiser* und Strindbergs Dramen zu den Filmen von Ingmar Bergman und Woody Allen. Unsere Kultur wäre arm ohne sie.

Sie werden sehen, dass es mir fernliegt, mit Bedeutung, Wichtigkeit und Prominenz zu protzen. Auch werde ich mich des *name dropping* kaum oder wenig schuldig machen. Ich reite beileibe nicht auf der autobiographischen Welle, die gerade durch die Buchläden und die (vor allen Dingen) privaten Fernsehanstalten schwappt und selbst die allerkleinsten Geister mittels *ghost writing* zu Protagonisten von Dramen und Dramoletten hochfrisiert. Ich benutze meine Kindheit und Jugend als einen Vorwurf, in einem doppelten Sinn: Die Erinnerung an sie gibt mir die Lokalitäten vor, die die eigentlichen Protagonisten des Films sein werden. Ich springe nicht ab über einem mir unbekannten Gelände, um es zu erobern, wie ein Fallschirmspringer (*parachutiste*, sagen die Franzosen – das ist ein geflügeltes Wort für den Reporter geworden, der ohne nähere Sachkenntnis in ein ihm fremdes Gebiet springt). Ich habe einen Plan, um es zu erkunden; ich habe die Erinnerungen an meine Kindheit.

Und: *Furcht* und *Mitleid* mit dem Kind, das ich einmal war, sollen dazu dienen – Sie sehen, ich benutze die Worte, die in der deutschen Rezeption der Aristotelischen Theorie der Tragödie geprägt wurden – *Furcht* und *Mitleid* sollen dazu dienen, diese Affekte zu reinigen. Nicht sie zu vergessen – die Erniedrigungen als die, in der Erinnerung, vorherrschenden Erfahrungen darf man nicht vergessen. Sie zu säubern: in dem getrübten, seichten Sumpf der Erinnerung eine Klärung herbeizuführen – wenn Sie mir diesen Freudianismus und die anderen Psychologismen aus der Klippschule erlauben.

Ich werde weit ausholen müssen, weil vieles, was mich geprägt hat – das gilt für sehr Vieles bei sehr vielen Menschen – sich **vor** meiner Geburt ereignete. Ich werde also nicht, wie Karl

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Valentin das zu tun pflegte, mit dem Anfang beginnen, sondern schon einige Zeit vorher. Ich kann in dieser Hinsicht nicht auf meine Eltern zurückgreifen und auch nicht auf meine älteren Geschwister, die Einiges davon miterlebten. Sie leben nicht mehr, weder die einen noch die anderen. Mir bleibt nur das, was ich mir selber erzählen kann; das, was mir erzählt wurde (soweit ich es behalten habe). Und es tritt das hinzu, was mir Menschen, die ich aufsuche und finde, erzählen werden.

Die zeitliche Spanne dessen, was zu erzählen sein wird, umfasst die Zeit meiner Eltern in dem Pommerschen Seebad Kolberg, das heute Kołobrzeg heißt – **meine Herkunft**; die neun Jahre in dem Dorf Rieste, zwischen Oldenburg und Osnabrück – **meine frühe Kindheit**; und **mein Heranwachsen** in Osnabrück. Und sie soll enden mit meinem Eintritt ins Gymnasium.

7

Ich habe den Film als einen kreativen Dokumentarfilm angekündigt. Eigentlich sträuben sich bei mir die Nackenhaare, wenn ich das Wort „kreativ“ höre. Nicht dass ich das Schöpferische verabscheute oder der Filmarbeit das Kreative absprechen möchte, beileibe nicht, eher im Gegenteil. Nur bleibt, wenn gegenwärtig dieses Wort im Mund geführt wird, allein der Geschmack von Werbung zurück und von *human-resources*-Kampagnen für dubiose Führungspositionen, die sich mit diesem Wort schmücken wollen und der öden und/oder zynischen Arbeit für die *shareholder values* den falschen Schein des Künstlerischen verpassen. Ich habe mich viel eher immer bemüßigt gefühlt, ein gutes Wort einzulegen nicht für die Kreativen, sondern für diejenigen, denen ganz und gar nichts Flottes einfallen will und die ihr Kommissbrot mit Tränen essen.

Ich will das Wort benutzen wie eine Übersetzung des Begriffs *creative documentary* verschiedener europäischer Medienförderungs-Institutionen. Er hat, wenn er sich übersetzt auch ziemlich verquast anhört, eine recht präzise Bedeutung. Die lässt sich am besten fassen, wenn man sie vom Gegenteil her bestimmt. Ein kreativer Dokumentarfilm kann vieles sein, aber er ist auf keinen Fall das, was als „Dokumentation“ durch die Köpfe der deutschen Fernsehgewaltigen, ihrer Programme und durch die Programmzeitschriften geistert. Und das, obwohl er natürlich etwas dokumentiert, obwohl er als ganzes und in vielen seiner Teile den Charakter eines Dokumentes hat. Das aber, was ihn von der „Dokumentation“ unterscheidet, was ihn zu einer anderen Ware macht als die, mit denen die Fernsehprogramme vollgestopft sind, was ihm den Glamour verleiht von Nanuk, dem Eskimo, und die Lilian-Gish-hafte Anmut von Bewohnerinnen verborgener pazifischer Inseln, was seine *movie*-Qualitäten ausmacht, ist die Offenheit, mit der er gemacht ist, das Risiko, das er eingeht, ist sein Charakter des Experiments.

In Amerika und auch anderswo bemühen sich Film- und Fernsehverantwortliche darum, seriell zu produzieren: Das, was einmal Erfolg hatte, wird, vielleicht ein wenig abgewandelt, noch einmal gemacht und die Vorstellung filmischen Erzählens, die dabei vorherrscht, ist die der Literatur des 19. Jahrhunderts – ich bin nicht der einzige, der das moniert. In Wirklichkeit entscheidend ist, dass die Produktionsmethode funktioniert nach dem Gesetz der großen Zahl. Auf der einen Seite möchte ich damit sagen: schiere Wiederholung, häufige Wiederkehr allein, hat, wegen des Gewöhnungseffekts, zur Folge, dass eine Sache leichter akzeptiert wird. Schwachsinn, einzeln, isoliert auftretend, bleibt Schwachsinn. Schwachsinn in Serie kann sich leicht verwandeln in was man heute *Kult* nennt. Auf der anderen Seite: Unter einer großen Menge von Pro-

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

dukten sind zwangsläufig diese und jene dabei, die Erfolg haben. Der Regelfall aber ist, dass man Flops produziert. Einen nach dem anderen. Bis man einen Erfolg landet. Wenn also Filmproduzenten, wenn also Programmdirektoren beim Fernsehen, wenn Fernsehredakteure auch subjektiv meinen, sie kennten die Formel für den Erfolg, springen sie, objektiv gesehen, jedes Mal in einen anderen Fluss. Sie wissen fast nichts, obwohl sie fest vom Gegenteil überzeugt sind.

Ist es aber nun so, ist jedes Projekt im klassischen Sinn ein Experiment. Dieser Begriff kommt ja aus den Naturwissenschaften und meint eine Versuchsanordnung, mit deren Hilfe man etwas herausfinden möchte, was man noch nicht weiß. So haben in der Anfangszeit des Films Menschen die Aufnahmen der Bewegungsbilder begriffen: Sie wollten etwas herausfinden, wozu der Apparat die Versuchsanordnung lieferte. Den Apparat nannte man den Kinematographen – das Gerät, das die Bewegungen aufschreibt. Die Schule des Kinematographen ist die älteste in unserem Beruf und es ist die, der ich mich zugehörig fühle. Über hundert Jahre sind vergangen, aber der alte Impetus ist geblieben. Es geht darum, mit Hilfe des Apparates etwas wahrzunehmen, etwas zu sehen und zu hören, das dann ein Dokument wird.

Das erste also, was kreativ ist an dem Vorgehen, ist die Rückkehr zum ursprünglichen Sinn des Kinematographen.

8

Meine Eltern stammen beide aus Kolberg. Sie hießen sogar beide Blank, bevor sie geheiratet hatten, obwohl sie weder verwandt noch verschwägert waren. Sonst gab es zuerst einmal keine großen Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Mein Vater stammt aus einer, fast müsste man sagen, sub-proletarischen Familie. Sein Vater Robert, mein Großvater also, der mein zweiter Taufpate war, obwohl ich ihn nie gesehen habe und er 1954 in der DDR gestorben ist, hatte einst einen kleinen Bauernhof gehabt, in der Nähe von Köslin, der der zweite Hauptort im Landkreis Kolberg-Köslin war, aber wesentlich kleiner als Kolberg. Sein Hof war zu klein, erzählte mein Vater, er rentierte sich nicht, er musste ihn aufgeben. Er hat den Hof versoffen, erzählte mein Vater zu anderen Gelegenheiten. Er trank viel und wenn, dann zügellos, erzählte mein Vater. Jedenfalls siedelte mein Großvater wohl noch vor der vorletzten Jahrhundertwende in die große Stadt über, als die mit ihren 30 bis 40.000 Einwohnern das kleine Kolberg ihm erschien, lebte in einer Mietskaserne und brachte sich und seine immer zahlreicher werdende Familie mit Gelegenheitsarbeit durch. Oft als Kutscher, mit Pferden umgehen konnte er als Bauer ja. Von der Kolberger Mietskaserne hat es bei einem meiner Brüder ein Photo gegeben. Alle Bewohner stehen auf der Straße vor dem Haus, mein Vater als vielleicht 2- bis 3jähriger in einem Rock; das nächst ältere Geschwister, dessen Kleider er aufzutragen hatte, war wohl ein Mädchen gewesen (Tante Lisbeth, vermute ich, die wir später in Löningen bei Haselünne besucht haben). Ein wüstes Elendsphoto, wie aus einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung über die Lage der arbeitenden Klasse zur Zeit der Jahrhundertwende. In einem Verschlag auf dem Hof, gleich neben der „Bequemlichkeit“, dem Plumpsklosett also, hielt man seine Ziege, wenn man sich eine leisten konnte, die „Kuh des kleinen Mannes“.

Meine Mutter stammte aus einem um wenig besseren Haus. Aber von damals bis heute scheinen es kleine Unterschiede zu sein, die eine ganze Welt ausmachen. Ihr Vater Otto, ein

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Mann mit einem „Es-ist-erreicht-Bart“, war ausgebildeter Handwerker, Maurer, sie war das einzige Kind. Nach der Schule wurde sie Dienstmädchen in einem vornehmen Kolberger Haushalt, bei einem adligen Offizier, Major von Berg. Ein Abend in der Woche war frei, da ging sie auf ein Tanzvergnügen, und da lernte sie meinen Vater kennen.

Der war ein guter Schüler gewesen, fleißig, ehrgeizig. Noch als er sechzig und älter war, konnte er, fiel irgend ein Stichwort, lange Strophen aus Schillers *Glocke* auswendig hersagen. Nachdem er während der beginnenden Inflation für eine Saison von seinem Vater als Hirte, „Kuhfurz“, an einen Bauern verkauft worden war für 500 Mark, die dann nur noch so viel wert waren wie „eine Tüte Bonbons“, und eine versprochene Leinenhose, die sich dann als eine schlechte wollene herausstellte – nach dieser Enttäuschung also bekam er wegen seines guten Zeugnisses eine Lehrstelle bei einem Tischler, er wurde „Stift“. 1923 ist er freitags zur Bank geschickt worden mit einer Schubkarre, hat dann, auf Anweisung der Frau Chefin, die Geldhaufen an die Gesellen verteilt und, zur Empörung der Hausherrin, auf seinen Anteil verzichtet, weil er jetzt keine Zeit mehr habe, das abzuzählen, sondern seinem Vater draußen vor der Stadt beim Futterschneiden für die Ziege helfen müsse. Das Futter wurde nach Hause transportiert auf einem Handwagen, den er selbst gebaut hatte, und den ein auf der Straße aufgelesener Hund zog. Im gleichen Jahr legte er seine Gesellenprüfung als Möbeltischler ab und wurde sofort, wegen der schlechten Zeiten, entlassen. Er ging fortan „stempeln“, jeden Tag zum Arbeitsamt mit einer Karte, die dort von einem Beamten abgestempelt werden musste, erzählte mein Vater. Arbeit gab es nur immer für kurze Zeit. Dann konnte man sich einen Kinobesuch leisten. Buster Keaton, den er aussprach, als handele es sich um einen altgriechischen Lyriker. Dann konnte man manchmal abends zum Tanzvergnügen. Im Sommer ging es an den Strand bei der Maikuhle, einem Wäldchen hinter den Dünen. Bei klarer Sicht konnte man Bornholm sehen, das war dänisch. Man schwamm bis zur ersten Sandbank, die war ziemlich weit weg. Mal sehen, ob wir das schaffen.

Als meine Eltern sich kennen lernten, war er Kulissenschieber beim sommerlichen Kurtheater, da brauchten sie welche, die mit Holzbohrern umgehen und Lattenrahmen stabil hinstellen konnten. „Die Blume von Hawaii“ von Paul Abraham, der später im Irrenhaus endete, und „Das Land des Lächelns“, das war schön, auch „Hoffmanns Erzählungen“, obwohl sonst die Opern: konnte man nicht verstehen.

Meine Mutter war noch keine zwanzig, da wurde sie schwanger. Wohnung war keine zu kriegen, da fehlte das Geld für. Auch waren wohl die Schwiegereltern nicht so recht glücklich mit dem ins Haus stehenden Schwiegersohn, also heiratete man nicht. Meine Mutter bekam ihren Sohn bei ihren Eltern. Die hatten durchblicken lassen, man werde für das Kind schon sorgen. Dann, fast ein Jahr alt war das Kind schon, ließ man sich breitschlagen: soll er doch einziehen, der Kindsvater. Und meine Eltern heirateten. Mein Vater war arbeitslos und blieb es auch, abgesehen von den Notstandsarbeiten, die die Nazis dann einführten – Wälder urbar machen bei Großgrundbesitzers, Kartoffelbuddeln –, bis dann für die Marine vor Swinemünde ein neuer Hafen und große Befestigungen gebaut werden mussten. Erich, ein älterer Bruder meines Vaters, nahm ihn mit, und sie arbeiteten dort, achtzig, neunzig Kilometer entfernt. Man schrieb sich Briefe, alle paar Monate zweigte man etwas ab von dem Ersparten und besuchte sonntags für ein paar Stunden die Familie in Kolberg. Mein Vater begann, Verschalungen für den Betonbau zu machen, das fiel ihm leicht, er hatte ja Möbeltischler gelernt. Bei den Verschalungen ist er dann geblieben, bis ans Ende seines Berufslebens.

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Das zweite Kind kündigte sich an und meine Eltern zogen mit Erich und seiner Frau Martha zusammen, obwohl die ein Drachen war. Das war 1935. Dann waren die Hafenbefestigungen in Swinemünde fertig.

Aber mit zwei Kindern hatte man das Recht auf eine Arbeit, so war das bei Adolf eingeführt worden. Und mein Vater wurde Zeichner von Flugkartenauszügen für Piloten auf dem Fliegerhorst. Eines Tages hieß es, jetzt dürften sie ein paar Abende nicht nach Hause. Tag und Nacht müssten sie Kartenauszüge zeichnen. Und alle Ziele lagen in Polen. Es war Ende des Sommers 1939.

9

Meine Eltern sind also Vertriebene, wie man früher sagte. Ich habe mich von all dem dumpfen Vertriebenen-Getue, dem „Dreigeteilt – niemals"-Revanchismus und von den reaktionären Folklorismen der „Landsmannschaften" immer so fern wie möglich gehalten. Meine Eltern eigentlich auch, obwohl es bei ihnen natürlich nicht ausblieb, dass – mit dem Wiederfinden der Familienangehörigen, Bekannten und Freunde in den verschiedensten Teilen der BRD und der DDR und mit den Treffen mit ihnen und mit ihren Freunden – wiederum sie Teil einer, wenn auch recht übersichtlich bleibenden, *Szene* wurden. Man verkehrte untereinander, man geriet unweigerlich in Zusammenhänge, wo man es eher mit „Flüchtlingen" als mit „Einheimischen" zu tun hatte. Meine beiden älteren Brüder heirateten Flüchtlingskinder; Günter, der älteste, eine Helga aus einer Pommerschen Familie, Rudi, der zweite, eine Christa aus Schlesien, die mit ihrer Mutter in dem Dorf Astrup ganz in der Nähe von Rieste gelandet war. Von heute aus gesehen und mit der Erfahrung der türkischen Geschichte und Aktualität würde ich sagen: typisches Verhalten einer Minorität. Die Flüchtlinge und ihre Kinder bildeten eine gute Generation lang in der BRD (und übrigens auch in der DDR) eine Minderheit – Pommern, Ostpreußen, Schlesier. Obwohl – und das gilt vor allem für die Schlesier, die ja traditionell Katholiken waren – ihr kultureller Hintergrund gar nicht so ähnlich oder gleich war. Was sie verband, war ein gleiches Familienschicksal und die psychosoziale Situation des Außenseiters.

10

In Kołobrzeg bin ich noch nie gewesen. Als die Stadt auch für westliche Besucher wieder ohne größere Probleme zugänglich war – nach den Ostverträgen der sozial-liberalen Koalition –, war ich längst Student und bemüht, gerade das nicht zu tun, was man „zuhause" machte. Zuerst fuhr mein ältester Bruder Günter hin, der ja immerhin schon vierzehn gewesen war bei der Flucht, dann meine Eltern und schließlich, während eines Besuchs in Stralsund, wo ein anderer Teil der Familie Wurzeln geschlagen hatte – ein Onkel, verschiedene Tanten und deren Nachkommen –, meine Schwester Karin und mein Bruder Jürgen, beide Kleinkinder, drei und anderthalb, zum Zeitpunkt der Flucht. Die Nachrichten waren spärlich und wenig aufregend: 90% der Stadt war während des Krieges zerstört worden, in den 70er Jahren gab es immer noch rie-

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

sige Brachen, aber einen Teil der Altstadt hätten die Polen sehr ordentlich wieder aufgebaut – und die Ostsee, das sei ja klar, sei eben unvergleichlich schön. Keine Kunde, die mich sehr motiviert hätte, hinzureisen. Ich kenne dort niemanden und ein im Nachkriegsstil wieder aufgebautes polnisches Provinznest wollte ich nicht sehen. Ich muss auch sagen, dass ich mich sehr gescheut hätte, als Deutscher, Mitglied eines Volks, das unnennbares Leid über das polnische gebracht hat, unter Menschen mich herumzutreiben, die vielleicht meine Aktivitäten als die Erhebung neuerlicher Besitzansprüche hätten missdeuten können.

11

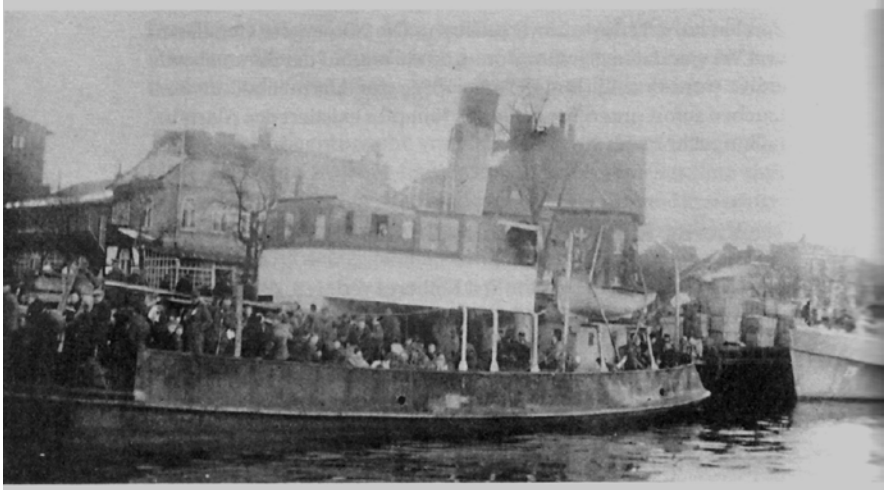
Der preußische Mythos, für den die Stadt ja auch steht, hat mich lange Zeit ebenso wenig interessiert. Es brauchte erst die anatolische Erfahrung und das Eintreten in den Lebensabschnitt des gereiften Filmemachers, damit Kolberg für mich ein Thema wurde.

Schon aus den Erzählungen meines Vaters wusste ich, dass 1943/44 irgendwann einmal Filmfritzen nach Kolberg gekommen seien und Dinge mit ganz vielen Komparsen gedreht hätten. Das war die Equipe von Veit Harlan gewesen. In Wirklichkeit haben sie wohl nur sehr wenige Szenen in Kolberg selbst gedreht; das weitaus meiste in Groß-Glienecke bei Berlin, wo man ein historisches Kolberg noch einmal aufgebaut hatte als Kulisse.

Dem „Kolberg"-Film liegt ein Geschehen aus den sogenannten „Befreiungs-Kriegen" zugrunde: der am Ende erfolgreiche Widerstand der Stadt, im Jahre 1807, unter dem Offizier Gneisenau und dem Bürgermeister Nettelbeck, gegen die französische Belagerung. Mehrmals vorher in der Geschichte war die Stadt belagert worden, manchmal hatte sie widerstanden, manchmal nicht; **diese** Belagerung aber ist fast direkt in den Mythenbestand des sich aufrappelnden, dann wieder aufstrebenden preußischen und später des von diesem dominierten reichsdeutschen Staates eingegangen; vielleicht deshalb, weil es die Erzfeinde, die Franzosen, waren, die hier niedergerungen wurden von preußischen Heroen. Mit riesigen Beistellungen der Wehrmacht (10.000 Soldaten als Komparsen), nahezu unbegrenztem finanziellen und Star-Aufwand (mit 8,5 Millionen Reichsmark viermal so teuer wie ein „normaler" Film der UFA und ihr teuerster Film überhaupt) und in Agfa-Color gleichsam als Monumentalfilm gedreht, wurde „Kolberg", schon 1943 bestellt, erst Anfang 1945 uraufgeführt. So hat er bestimmt nicht die Wirkung entfalten können, die ihm später zugesprochen wurde, die eines abgefeimten, zynischen, propagandistischen Durchhalte-Films. Dazu kam er schlicht zu spät. Damit möchte ich aber die Macher keineswegs entschuldigen. Wenn auch die andere, die „historiographische" Argumentation gegen den Film – er verfälsche geschichtliche Tatbestände (im Sinne der von den Nazis gewünschten „Tendenz") – ebensowenig haltbar ist. Die meisten, wenn nicht alle historischen Filme, und damit auch alle „gutgemeinten", „politisch korrekten", würden unter dieses Verdikt fallen. Eine ja sowieso immer recht heikle „historische Wahrheit" und die Handlung eines Films sind zwei Dinge, die in keiner Weise kommensurabel sind. Wer sich die Stadt Kolberg zum (Teil-)Thema seiner Arbeit macht, kommt an dem Film nicht vorbei, obwohl alle Ansätze zur seiner Behandlung (die ich bis jetzt kenne) mir viel zu simpel gestrickt vorkommen und selber dem Ideologie- und Propaganda-Verdacht anheimfallen.

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Mole in Kolberg



15./16. März 1945: Momentaufnahmen von der dramatischen Rettung der Einwohner Kolbergs auf dem Seeweg (Fotos: Dr. Otto Marquard).

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Wenige Wochen nach der Uraufführung des Films, zeitgleich in Berlin und in der „Atlantik-Festung La Rochelle“ (30.Januar 1945, 12. Jahrestag der „Machtergreifung“), herrscht in Kolberg erneut Belagerungszustand (ab 4. März) – in der Realität. Diesmal ist es die Rote Armee, die im Laufe der Belagerung nach und nach von polnischen Bataillonen ersetzt wird. Nach übereinstimmender Einschätzung der Historiker ist das aber kein irgendwie heroisches Aufbäumen, wenn auch ein zäher Kampf. Um was es ging war, Zeit zu gewinnen, um die in der Stadt reichlich versammelte Zivilbevölkerung – Einwohner der Stadt, vorwiegend Frauen und Kinder, und Flüchtlinge aus dem gesamten, zu der Zeit schon von der Roten Armee eingenommenen Gebiet Hinterpommern / Danzig / Ostpreußen – sowie die in der Stadt verbliebenen Wehrmachtsangehörigen auf dem Seeweg in Sicherheit zu bringen.

Mein Vater war lange „unabkömmlich“ gestellt worden – sein Vorgesetzter bei der Luft-waffe wollte ihn, den vierfachen Familienvater, möglichst lange vor dem Fronteinsatz bewahren, so meines Vaters nachträgliche Interpretation. Schließlich war er aber doch requiriert und in einem Schnellkurs an der „Panzerfaust“ ausgebildet worden.

Meine Mutter erzählte, wie die Menschen in Kolberg, was an ihrer Habe beweglich war, auf Handwägen verstauten und zum Hafen fuhren. Sie hatte ihre Mutter dabei. Ihr Vater, obwohl schon über 60 Jahre alt, war auch, mit den „letzten Aufgeboten“, an die Front geschickt worden. An der Hand hatte sie den Ältesten, Günter, 14, den zweiten, Rudi, noch nicht ganz 10, und die beiden Kleinen, Karin, noch nicht 3, und Jürgen, knapp anderthalb. Natürlich war den Flüchtenden die Katastrophe der *Wilhelm Gustloff* (auch 30.Januar 1945) und die manch eines anderen, kleineren Schiffes nicht verborgen geblieben, aber die Angst vor „dem Russen“ wog diejenige vor der, wie man jetzt wusste, ziemlich ungeschützten Überfahrt auf der eisigen Ostsee mehr als auf.

Am Hafen kommt es bei der Einschiffung unter ständigem feindlichen Beschuss zu herzzerreißenden, zu rasend panikhaften, zu grauenhaften Szenen: Kinder, die ihre Eltern verlieren, Menschen, die beim Drängeln zur Seite geschoben, verletzt werden, Menschen, die von Kugeln und Granaten getroffen werden, Massen von Frauen und Kindern, denen von den Ordnungskräften ihre Habe aus den Händen gerissen wird, weil wegen der Überfüllung der Schiffe nur das Notdürftigste erlaubt ist. Am Kai türmen sich die zurückgelassenen Habseligkeiten.

In den 14 Tagen, die die Belagerung Kolbergs dauerte, sollen auf diese Weise, von Handels- und Kriegsschiffen, etwa 76.000 Menschen in Sicherheit gebracht worden sein.

Doch die Sicherheit war eine trügerische. Die Überfahrt auf See ging trotz hohen Seegangs noch ziemlich glimpflich ab. Dann ging es weiter mit der Eisenbahn. Das war Swinemünde. Der Zug blieb immer wieder, für Stunden und halbe Tage, stehen, dann wieder mussten die Insassen blitzartig die Waggons verlassen, um irgendwo sich vor angreifenden Flugzeugen zu verstecken. Die Essensvorräte gingen zur Neige, niemand hatte mehr eine Orientierung, wo man sich befand. Dann auf einmal (nach wieviel Tagen wohl?) waren da plattdeutsch sprechende Bauern auf Pferdewagen. An der kleinen Bahnstation stand: Neuenkirchen i.O. Die Rumpffamilie wurde aufgeladen und zu einer Notunterkunft in einer winzigen gottverlassenen Siedlung gebracht. Wo man denn sei? „Campemoor“, war die Antwort. Wo das wohl war? Zumindest war das Idiom der Bauern dem Platt der Pommerschen Landbevölkerung nicht unähnlich.

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

13

Die Panzerfaust, an der mein Vater, der nie über Köslin und Swinemünde hinausgekommen war, in einer Kaserne in Stuttgart-Cannstatt ausgebildet wurde, ist ein kleiner tragbarer Granatwerfer, den ein Soldat allein auf seinem Rücken in die Sichtweite eines feindlichen Panzers zu bringen hat. Die Granate hat einen Bohrmechanismus, so erklärte mir bekennendem Zivilisten mein Vater das immer, mit Hilfe dessen sie vor der Zündung ein Stück weit in die Panzerung dringt oder sie gar durchstößt, damit durch die Explosion nicht nur eine Beule entsteht, sondern im Falle des vollkommenen Gelingens das ganze schwere martialische Kettenfahrzeug samt Bordkanone in die Luft fliegt. Sieht die Panzerbesatzung den Angreifer jedoch frühzeitig, so ist er dem schweren Kriegsgerät mit seinen Maschinengewehren und Geschützrohren ohne irgend eine Möglichkeit der Deckung preisgegeben. Eine Art Himmelfahrtskommando.

Mein Vater wird sich diese Blöße selten gegeben haben, sodass er seinen ja relativ kurzen Kriegseinsatz ohne ernste Blessuren durchstand, bis im April oder Anfang Mai 45, wenige Tage vor Kriegsende also, ihn ein Granatsplitter in die Ferse traf, er bewegungsunfähig liegen blieb und von vorrückenden amerikanischen Truppen gefangen genommen wurde. Man brachte ihn in die Lazarett-Abteilung eines Kriegsgefangenenlagers bei Eisenach in Thüringen, nicht weit von der Wartburg entfernt. Da verheilte langsam seine Wunde, während Thüringen gegen die West-Sektoren von Berlin eingetauscht wurde und die Rote Armee, die ihm, im Gegensatz zur *army*, sehr mißfiel, unterhalb der Wartburg das Kommando übernahm. Ganz hat er sich von dieser Verletzung Zeit seines Lebens nicht mehr erholt. Der Heilungsprozess war, vielleicht wegen des Floh- und Läusebefalls, heikel gewesen und er humpelte fortan leicht auf dem linken Bein, ein etwas befremdlicher Anblick, drahtig und flink, wie er war, der eher kleine Mann, der bis ins hohe Alter, bis er 85, 87 war, Fahrrad fuhr. Manchmal stöhnte er zusammenhangslos und unvermutet auf: „Ich glaube, das Wetter ändert sich, meine Ferse tut wieder ausverschämt weh.“

14

Campemoor heißt so, weil es an einem Moor liegt. Hochmoor, wo Torf abgebaut wurde, früher auf jeden Fall. In der norddeutschen Tiefebene hat es früher viele dieser Moore gegeben, von Hamburg, Bremen, Papenburg (mit dem KZ Börgermoor und seinem Lied von den Moorsoldaten) über das Emsland bis hinunter nach Münster, wo die Droste es für alle Deutschlehrer und ihre Schüler in die ewig währenden Worte gefasst hat: *O, schaurig ist’s, übers Moor zu gehen* ... Überhaupt ist dieses Land so feucht, dass man sich selbst im heißesten Sommer auf keine Wiese setzen kann, ohne einen nassen Hintern zu bekommen.

Nach Campemoor kamen dann bald die Engländer, „Tommies“ sagte man. Tous les anglais s’appellent Tom. Wir haben keine Kaugummis gekaut und fraternisiert wurde auch nicht so viel, weil wir es eben immer, bis zur Wende, mit dem Tommie zu tun hatten. Nur dem Max Bracht seine Schwester hat einen Tommie geheiratet, der dann in Osnabrück geblieben ist, seit der

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Zeit war der Max auch immer besser in Englisch als ich und ich musste frankophil werden, weil mir nie einfiel, das die Tommies zu Stecker und Steckdose das gleiche sagen, während es bei den Franzosen *fiche* und *prise* gibt. Das ist doch auch der fundamentalste Unterschied im ganzen Leben, wenn Sie mir diesen kleinen Scherz gestatten, der weit unter meinem Niveau und weit unter der Gürtellinie ist. Aber das ist hier fehl am Platze, das kommt erst, wenn überhaupt, ganz am Ende.

Meine Mutter bemühte sich um eine Unterkunft für ihre zahlreiche Familie. Die Zustände in Campemoor waren fast die eines Lagers und auf die Dauer nicht zu ertragen. Auch kamen immer neue Flüchtlinge dazu, sodass ein anderes Unterbringungsprinzip nötig wurde. Man verteilte nun die Familien auf einzelne Bauern in den Orten der Umgebung – Arbeit auf dem Hof gegen Unterkunft und Essen. Für die ganze Familie fand sich aber nichts Passendes, immerhin kam man aber zusammen an einen Ort und die zugewiesenen Zimmer lagen nicht weit voneinander entfernt. Meine Großmutter erhielt, mit den beiden ältesten Jungen, ein Zimmer in einem Haus an der gleichen Dorfstraße, an dem auch der Bauernhof von Viktor Möllmann lag, dem meine Mutter mit den beiden Kleinen zugeschlagen wurde. Beides war in dem Dorf Rieste, 10, 12 Kilometer von Campemoor entfernt. So wurde meine Mutter, trotz der vier Kinder eine für heutige Verhältnisse – vielleicht sogar für damalige – noch junge Frau, 34 Jahre alt, im Prinzip die zweite Magd des Bauern Viktor Möllmann, eines, erzählte meine Mutter, groben, dem Saufen zugetanen, betrunken unkontrollierten, gelegentlich zudringlichen, schon etwas älteren Junggesellen. Es hatte ihn bis dahin wohl keine haben wollen, oder keine war der Familie von dem, was sie mitbrachte, recht gewesen. Er brauchte aber eine Frau, das war allgemein anerkannt, und es war für ihn höchste Zeit, sagte man. Er selbst hätte wohl eine jede genommen, auch die Flüchtlingsfrau, die nicht mehr so ganz jung war, vier Kinder hatte und die Arbeiten auf einem Bauernhof nicht von Jugend auf gewöhnt war, wie es am besten war. Aber sie stopfte ihm seine Strümpfe, wenn er sie darum bat, und hielt seine Wäsche in Ordnung, ein Mann braucht so etwas. Sie zeigte aber, erzählte meine Mutter, keinerlei Neigung, dem groben Junggesellen bei seinen unbeholfenen Annäherungsversuchen auch nur im Geringsten den Eindruck zu geben, er könne das winzigste Entgegenkommen in dieser Beziehung erwarten. Sie war Mutter von vier Kindern, verheiratet, wenn auch von dem Mann seit Jahren schon keine Nachricht sie erreicht hatte. Aber das lag an den Wirren des Krieges und der Nachkriegszeit; von vielen sei der Mann ja schon ganz überraschend wieder aufgetaucht und die Suchdienste täten ja ihr Möglichstes. Die Eltern Viktor Möllmanns, die auch auf dem Bauernhof lebten, „auf dem Altenteil“, sagten, wenn er um sie herumscharwenzelte, immer mal wieder, erzählte meine Mutter: „Viktor, Viktor, das geht ja schon gegen die Sittlichkeit.“

15

„Keine Experimente“ war ein Wahlslogan der CDU in der späteren Adenauer-Zeit. Es ging um die Abwehr derjenigen Parteien, die erst einmal nichts weiter wollten als die Änderung der Mehrheitsverhältnisse im Parlament. Das aber, will der Spruch suggerieren, ist vielleicht gefährlich, weil man nicht weiß, was dabei herauskommt. So ist es besser, nicht viel zu ändern, da weiß man, was man hat und muss sich nicht umgewöhnen. Die heutige Regierung wirbt aber damit, dass sie für „Innovation“ stehe. Jetzt scheint es als notwendig zu gelten, in Deutschland

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

etwas zu ändern, weil, wer stehen bleibt, schon als jemand gilt, der auf der Verliererstraße ist. Wir aber alle müssen Gewinner werden.

Wenn ich von Experiment spreche, so bin ich mir also des Wagnisses dabei bewusst. Ich suche es sogar, weil ich etwas entdecken möchte. Dazu aber bedarf es einer Offenheit. Man muss zulassen, dass Dinge passieren könnten, die man nicht erwartet hätte. Die Geschenke, die einem das Leben, der Zufall macht, sind das Salz in der Suppe des Kinematographen.

Wenn ich von Experiment spreche, ziele ich auf Innovation. Es geht darum, etwas zu ändern, und sei es nur ein wenig. Darum, auf andere Pfade zu kommen als die, die immer begangen werden. Es geht darum, Neuland zu betreten.

16

Meines Vaters Verwundung heilte leidlich, und er machte sich nützlich im Lager, überall dort, wo irgendetwas aus Holz gebaut oder ausgebessert werden musste. Er hatte er-fahren, dass sein Vater, seine Schwestern Frieda und Herta und seine Schwägerin Martha mit ihren Söhnen Kurt und Wilfried in Stralsund lebten. Seine Mutter war auf der Flucht umgekommen. Aber er wollte abwarten, bis er etwas von seiner Frau hörte. Er wurde aus dem Lager entlassen und konnte bei einer Tischlerfamilie wohnen, wo er dafür, wenn Not am Mann war, half. Er stellte für sich Werkzeug her, Hobel und Sägen. Er lebte sich ein und die Tischlers-Familie hätte ihn beschäftigt, wenn er denn zum Blei-ben sich hätte entschließen können. Die Frau kochte wunderbare Thüringische Klöße, die er über alles liebte.

Dann hatte das Rote Kreuz Erfolg bei seiner Suche. Seit Kriegsende waren mehr als zwei, seit er seine Familie nicht mehr gesehen hatte, über drei Jahre vergangen. Er schrieb Briefe nach Rieste: Meine Mutter solle nach Eisenach kommen, er könne hier arbeiten. Oder sie könnten zusammen nach Stralsund gehen. Auch sein Bruder Erich sei inzwischen dort. Die Antwort: Nein, zu dem Russen gehe sie nicht, wenn alles auch noch so rosig aussehe. Keine zehn Pferde brächten sie dahin.

Also baute sich mein Vater einen Handwagen, in den er alles verpackte, was er sich gebaut, angeschafft und, wie er es zu nennen pflegte, „organisiert“ hatte, und machte sich auf den Weg. Von Eisenach war es ja nicht sehr weit zur Sektorengrenze, zum Stacheldrahtzaun, der zu der Zeit schon die *Sowjetisch Besetzte Zone* von den *Westzonen* trennte. Und weiter ging es, zu Fuß durch Nordhessen und Westfalen, bis er in Niedersachsen, in Rieste ankam – in einer für ihn sehr ungewissen Zukunft. Aber meine Mutter hatte es so gewollt. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

17

Ein fremder Mann war da zu seiner Familie gekommen. Die beiden Großen, inzwischen fast 17 bzw. 13, konnten sich natürlich an ihn erinnern, wenn auch etwas dunkel, die beiden Kleinen, 6 bzw. 5, überhaupt nicht mehr. Misstrauisch beäugt von Viktor Möllmann – die beiden Männer verstanden sich auf Anhieb sehr schlecht – und seiner Familie, versuchten meine Eltern, wieder

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

ein Familienleben in Gang zu bringen. Zuerst einmal brauchte die wieder vollständige Familie einen Raum zum Leben. Mein Großvater Otto war – nach einer Irrfahrt zuerst in den Westen, dann wieder zurück nach Kolberg, wo er rein gar nichts mehr gefunden hatte, und wieder in den Westen – auch in Rieste eingetroffen. Der Bauer Möllmann stellte einen ausrangierten Schweinestall zur Verfügung, den begann mein Vater zu einer Wohnung auszubauen. Auch die beiden Ältesten sollten wieder mit der Familie zusammen sein und die beiden Großeltern es in dem separaten Zimmer ein paar hundert Meter höher an der Dorfstraße weniger beengt haben.

Ein kleiner Holzofen wurde in den Schweinestall gestellt und durch eine Scheibe ein Ofenrohr nach außen gezogen. Mein Vater „wichste“, wie er sich auszudrücken pflegte, notdürftig ein paar Möbel zusammen, andere wurden von dem Bauern und aus dem Dorf zur Verfügung gestellt. So hauste die Familie ein knappes Jahr. Mein zweitältester Bruder Rudi war schon seit der Ankunft der Familie, soweit es die Verhältnisse zu Kriegsende und zu Anfang der Besatzungszeit erlaubten, zur Schule gegangen, in die einklassige Zwergschule des Dorfes, wo alle, von der ersten bis zur achten Klasse, in einem Raum saßen. Meine Schwester Karin wurde dann dort eingeschult. Der älteste, Günter, war in Kolberg auf einer Realschule gewesen. So etwas gab es im Dorf nicht, an die tägliche Fahrt nach Bramsche oder gar Osnabrück war nicht zu denken. Also hatte man seine Schulzeit für beendet erklärt.

Jetzt ging er, neben der Arbeit im Dorf bei den Bauern, mit meinem Vater auf den ehemaligen Fliegerhorst Fürstenau, den die Tommies wieder funktionstüchtig machen wollten. Da gab es so manchen Eisenschrott zu organisieren, den man eintauschen konnte gegen alte Fahrräder, um etwas weniger mühselig zur Arbeit zu kommen.

Den Bauern im Dorf begannen die Einquartierungen der Flüchtlinge, die sie sich als schnell vorübergehend vorgestellt hatten, äußerst lästig zu werden. Auf Viktor Möllmanns Hof hatte sich zudem eine große Neuerung zugetragen. Viktor hatte es irgendwie geschafft, eine Frau zu finden und zu heiraten. Die neue Frau Möllmann hatte nun „die Hosen an“ und auf dem Hof wehte ein anderer Wind. Mein Vater sprach immer und immer wieder beim Gemeindesekretär Schnäker vor, der ein gutwilliger Mensch war und für die Flüchtlinge tat, was er konnte, erzählte mein Vater.

18

Als ein wesentliches Charakteristikum des experimentellen Films wird immer wieder auch genannt, dass er nicht-narrativ ist, dass er also nicht zuerst einmal darauf angelegt ist, eine Geschichte zu erzählen. Soweit es darum geht, dass Film nicht die Übertragung des Romans, der Novelle, der Kurzgeschichte in bewegliche Bilder ist, gehe ich da vollkommen konform. Diesen Dokumentarfilm stelle ich mir, wenn man denn eine literarische Entsprechung oder Analogie haben möchte, eher als einen Essay vor. Er hat ein Thema und befasst sich mit dem auf eine auch immer wieder reflektierende Weise. Aber er wird kein bebildeter Aufsatz sein, sondern eher das Gegenteil, darauf zielt die Bemerkung, in der so ausdrücklich vom Kinematographen als einem Instrument der Wahrnehmung gesprochen wird.

Viele Filme – das sind dann naturgemäß Spielfilme –, die auf literarischen Vorlagen basieren, übernehmen eigentlich nichts weiter als deren Handlung, meist dazu noch sehr verkürzt oder

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

versimpelt, weil die Begrenzung auf das, was man „abendfüllend“ nennt und was sich, in Zahlen ausgedrückt, um die 90 Minuten bewegt (also keineswegs einen Abend füllt), eine Vereinfachung erfordert, eine Reduktion. Gegen das Narrative in diesem Sinne richtet sich, denke ich, mit Recht die Programmatik des experimentellen Films.

In dokumentarischen Filmen jedoch gibt es noch einen anderen Aspekt des Narrativen. Seit den Tagen des *cinéma direct* und dem Aufkommen der *oral history* ist Dokumentarfilm oft mit dem Erzählen von sogenannten Zeitzeugen verbunden. Das hat gelegentlich zu endlosen Gequatsche-Filmen geführt, gelegentlich aber auch zu langen Momenten der atemlosen Spannung. Die entsteht meist, wenn die offizielle Ebene verlassen wird, wenn es nicht um Fakten und nicht um Meinungen geht, sondern wenn das ursprüngliche Erzählen, wie ich es hier immer mal wieder zu skizzieren versuche, das aus dem Augenblick geborene, zutage tritt und in kostbaren Momenten eine menschliche Erfahrung, sei es eine ganz persönliche, sei es eine historische, so konkret wird, wie es auch in inszenierten Filmen sehr selten ist. Der Dokumentarist ... nein, ich als Dokumentarist bin auf der Suche nach solchen Momenten. Natürlich hängen sie meist von den Personen ab, die man trifft; und sie hängen ab von der Nähe, die man zu ihnen herzustellen in der Lage ist. In fast allen meinen Filmen habe ich nach solchen Momenten gesucht, sehr oft sie auch gefunden. In diesem, so sehr persönlichen Film ist es besonders zentral. Aber das ist etwas, was man kaum planen kann. Es wird einem geschenkt. Aber man findet es selten, ohne es zu suchen. Es ist der Prüfstein im wahrsten Sinne des Wortes für einen Dokumentarfilm. Das, was ihn von einem Feature, von einer Dokumentation unterscheidet.

Und noch etwas zweites. Filmemacher, die der Schule des Kinematographen angehören, sind dem Kommentar abhold. So eben auch ich. Den Fakten vermittelnden, referierenden Text, gerade, wenn er den Bildern mit Metaphern immer wieder sich andient, halte ich für den Klumpfuß, den der Hörfunk dem Fernsehen vererbt hat. In den Nachrichten zu akzeptieren, im Feature und den Dokumentationen meist sehr zweifelhaft, ist er im Dokumentarfilm fast immer fehl am Platz. Was nicht bedeutet, dass es keinen Off-Text geben darf. Nur muss dieser Off-Text eben eine Erzählhaltung haben. In meinem vorigen Film bestand dieser Text zum Beispiel komplett aus Zitaten: Tagebucheintragungen, Briefauszüge. In diesem werden das meine Erinnerungen sein, die in der Projektbeschreibung erst im Stadium des Entwurfes vorliegen. Ich werde mir erlauben, da sie ja nicht im engen Sinne authentische Dokumente sind, sie zu bearbeiten und den konkreten Erfordernissen der filmischen Dramaturgie anpassen.

19

Jetzt ist endlich der Punkt gekommen, wo ich als handelnde Person in die Geschichte trete. Richtiger gesagt: Ich handelte noch nicht, aber auf mich wurde reagiert. Ich war das Ergebnis des Wiedersehens der Eheleute und drohte nun den familiären Raum weiter zu beengen. Schnäker fand, dass ein Umzug nun wirklich nicht mehr herauszuschieben war und ließ einen alten, leerstehenden Schießstand der Gemeinde (oder des Schützenvereins) zu einem mehr als schlichten Wohnhaus umbauen. Der Umbau zog sich hin, mein Vater wurde sehr unruhig, aber zu guter Letzt klappte alles. Die Familie zog vom Schweinestall in den Schießstand, drei Tage später wurde ich dort geboren. Am Weg, der vom Zentrum des Dorfes, die Eisenbahnschienen über- und einen kleinen Wald durchquerend, zum Schießstand führte und dann weiter zum

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Bauernhof der Strickers und zur baufälligen Holzbrücke über den Fluss Hase, an dessen jenseitigem Ufer das Land von Viktor Möllmann begann. Links vom Haus und hinter ihm war freies Feld und noch ein wenig Platz, einen Zaun zu errichten zur Begrenzung eines schmalen Hühnerhofes; an das Haus wurden Kaninchenställe gebaut. Vorne führte eine kleine Treppe zu zwei Türen, denn man hatte noch eine andere Flüchtlingsfamilie einquartiert, die auch wie wir in einer Wohnküche (gleichzeitig Schlafort der älteren Kinder) und einem Schlafzimmer hauste (wo nachts auch die kleineren Kinder untergebracht waren).

Hineingezogen in dieses irdische Jammertal hatten mich die dörfliche Hebamme und ein Arzt und Geburtshelfer, dem, selber Flüchtling, eine Praxis im Dorf zugewiesen worden war. Er war ein starker Raucher mit einer tiefen, sonoren Stimme und hieß Dr. Senft. Im Krieg war er in Afrika gewesen und hatte sich da ein exotisches Fieber geholt, das ihn periodisch immer wieder mit Rückfällen quälte; für Wochen war er manchmal außer Gefecht gesetzt. Er hatte in Rieste viel Arbeit, zu einem nicht unwesentlichen Teil mit einer Familie, die genau gegenüber dem Schießstand in einer flachen Wellblech-Baracke ein Unterkommen gefunden hatte. Der Familienvater war Volksdeutscher, das heißt deutscher Nationalität, aber außerhalb der Reichsgrenzen von 1937 lebend. Er war am Kriegsende aus Polen vertrieben worden, sprach sehr gebrochenes Deutsch und hieß, wir konnten es kaum glauben, aber es war wahr, Heini Sträfling. Seine schmale und in meiner Erinnerung ziemlich hübsche Frau, einiges jünger als er, bekam ständig Kinder. Als wir schließlich – und bald darauf auch die Sträflings – Rieste verließen, waren es 16. Da war Frau Sträfling etwa 40 und hörte auf zu gebären. In der jungen Bundesrepublik hat die Familie dann, wie man sich erzählte, recht gut vom Kindergeld gelebt, es zu einem Einfamilienhaus in dem Siedlungsort Wallenhorst bei Osnabrück gebracht und sich dort, in der Kindergeneration, weiter vermehrt.

Günter hatte nun in Osnabrück eine Lehrstelle gefunden, als Former in einem mittelgroßen Familienbetrieb, der Maschinen zur Holzbearbeitung herstellte, der Firma Ortmann. Als Rudi bald darauf mit der Schule fertig war, fing auch er in der Firma eine Lehre an, als Schlosser. So fuhren die beiden Ältesten jeden Morgen und jeden Abend die 30 Kilometer mit der Eisenbahn, deren Ankunft von Osnabrück auf dem Riester Bahnhof man gut hören konnte. Wenn man, umgekehrt, morgens erst losging, wenn man den von Delmenhorst über Vechta und Neuenkirchen kommenden Zug nahen hörte, war es zu spät. Dann erreichte man ihn nicht mehr.

Mein Bruder Peter wurde geboren, jetzt waren wir sechs Kinder. Meine Großmutter Anna Blank starb und wurde auf dem Friedhof bei der alten Christuskirche begraben, in der ich und mein Bruder getauft worden waren, einem gelben Bauwerk aus grob gehauenen Quadern von Kalksandstein. Sehr viele offizielle Bauten der Gegend, bis nach Osnabrück hin, sind aus diesem Material. Die Kirche liegt auf der anderen Seite des Dorfes, und wir Kinder hassten den langen Marsch, Oma möge es uns verzeihen. Später, als unsere Besuche in Rieste immer spärlicher wurden und die Beziehungen dahin fast ganz abrissen, waren Kirche und Friedhof der einzige Bezugspunkt. Und immer musste man ohne Pause vom Bahnhof bis zur Kirche marschieren – und dann den ganzen Weg wieder zurück. Als ich schon lange Student war und Karin schon

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

(Rieste, Winter 1953/54) Hinten von links nach rechts: mein Großvater, meine Mutter, mein Vater; vorne: Karin, ich, Peter und Jürgen

(kurz nach 1954) die gleichen in Osnabrück

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

lange ein Auto hatte, sind wir eines Tages von Osnabrück aus zum Friedhof in Rieste gefahren. Da war das Grab nicht mehr da, man hatte alles eingeebnet.

Mein Bruder Jürgen, der nächstältere von mir aus gesehen, hätte im Jahr nach meiner Geburt zur Schule kommen sollen. Ein paar Wochen vor der Einschulung fiel er vom Nebensitz eines Traktors und geriet mit dem Kopf unter ein angehängtes landwirtschaftliches Gerät, ich meine mich zu erinnern, dass es eine Egge war. Er war schwer verletzt, wurde in das Krankenhaus in Bramsche eingeliefert und man fürchtete um sein Leben. Meine Mutter erinnerte daran, wie er es von Anfang an schwer im Leben gehabt habe. Ganz blau angelaufen sei er bei seiner Geburt gewesen, ein ständig wimmerndes Etwas. Nach drei Tagen habe man ihn nottaufen lassen, damit er nicht etwa ungesegnet in die Ewigkeit einginge. Dann sei es aber besser mit ihm gegangen und er habe sich erholt. So passierte es auch dieses Mal. Jürgen kam durch und gewann wieder an Kräften. Gemeindesekretär Schnäker oder einer der Ärzte in Bramsche verschafften dem genesenden Jungen einen Platz in einem Erholungsheim in Bairawies bei Bad Tölz in Bayern. Verbanden sich mit diesem Namen und der Vorstellung eines Erholungsheims in Bayern bei mir immer die Bilder aus dem Anfang von Josef von Bakys / Erich Kästners Film „Das doppelte Lottchen“ – den ich natürlich nicht damals, sondern erst ein gutes Jahrzehnt später gesehen habe, als mein Vater sich und der Familie den ersten Fernseher genehmigte, einen kleinen Grundig mit einem nahezu kreisrunden Bild –, so war es für Jürgen in der Erinnerung der reinste Horror: ekelerregende Tomatensuppe in einem Verlies ganz weit weg, hoffnungsloses Ausgeliefert-sein. Jürgen kam dann ein Jahr später in die Riester Zwergschule.

Neben der seltsamerweise ein lebendiges Bild gebliebenen Erinnerung an die Szene, wie Peter und ich nackt im nahen Wald spielen und dann zum Schießstand laufen, als wir Dr. Senft den Weg entlangkommen sehen zu einer seiner häufigen Erkundigungen bei uns zuhause (später in Osnabrück erzählte der Arzt bei jedem unserer Praxisbesuche genau diese Szene): „Der Dokken kommt, der Dokken kommt.“ – neben dieser archetypischen Erinnerung gibt es noch das eine Photo, in dem für mich alles zusammen kommt, was Rieste war. Ich lege es hier bei.

Es zeigt die ganze Familie im Winter, im Schnee; auf dem Weg, der, zwischen den beiden Waldstücken, zum Schießstand und zur Wellblech-Baracke führt. Mamas Mutter fehlt, sie ist schon gestorben, das hilft bei der Datierung des Photos. Es ist der Winter 1953/54. Günter, 22 zu dieser Zeit, hatte wohl schon ausgelernt und sich seine erste Kamera kaufen können. Der Bildausschnitt ist sehr ungeschickt, von einem, der keine Übung mit dem Photographieren hat. Es ist ihm nicht gelungen, die Familiengruppe zu zentrieren, und um sie herum ist eigentlich viel zu viel „Luft“. Doch gerade das, diese Verlorenheit und diese „Dekradage“, macht einen großen Teil der Wirkung des Photos aus. Auf einem schief wirkenden Photo vermummte Gestalten in unförmiger Kleidung, fröstelnd und aus der Zeit gefallen. Das obligate Lächeln misslingt und gerinnt bei Jürgen und meinem Vater zur Fratze. Mein unendlich melancholischer Blick und die Resignation des alten Herrn im Arbeiter-Outfit. So sehen keine Sieger aus. Das Leben hat es nicht gut gemeint mit diesen Menschen und es ist keine Erlösung in Sicht. Wie die Szene mit Dr. Senft nicht Übermut heraufbeschwört oder die Heiterkeit eines Sommertags, sondern Not und Marginalität, so spricht aus dem Photo Trostlosigkeit und dumpfes Schicksal. Als wir nach Osnabrück übergesiedelt waren, wollte mein Vater mit Rieste und den Riestern nichts mehr zu tun haben: „Ich will es nicht sehen, dieses Elend.“

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

20

Ich habe nur eine vage Vorstellung, wie es heute in Rieste aussieht. Das zu erkunden, ist eine der Aufgaben des Films. Bestimmt ist es nicht mehr das in sich geschlossene, abgelegene traditionelle Dorf meiner frühen Kindheit. Ich weiß, dass es jetzt in der Nähe, bei Alfhausen, ein Auffangbecken gibt, einen künstlichen See (der auch ein neumodisches Naherholungsgebiet ist), mit dem man verhindert, dass die Hase und die Flüsschen und Bäche, die in sie fließen, im Winter und im Frühling die Felder, Wiesen und Wege überfluten, wie das früher regelmäßig geschah. Das Land von dort aus bis fast Oldenburg hin ist ein Zentrum der Viehmast und der fabrikmäßigen Hühnerhaltung geworden. Unendliche Futtermaisfelder werden ab und an von Hühnerfarmen und Maststationen abgelöst, bestückt mit riesigen glitzernden Silos. Das flache Land wird von der Hansalinien-Autobahn durchschnitten, Verbindung zwischen dem Stadtteppich, der sich von Dortmund bis Duisburg erstreckt, und den Häfen an Weser und Elbe. Bei Neuenkirchen ist eine Raststätte geckenhaft, wie sonst fast nur in Norditalien, über die Autobahn gebaut.

21

Zu der Offenheit, die ich vorhin erwähnte, soll in diesem Film auch gehören, dass ich kein genaueres Drehbuch schreiben werde. Nicht aus Faulheit, sondern aus Prinzip. Sicher werde ich, deshalb gibt es auch in der Kalkulation dieses Films einen Posten „Vorkosten“, vorrecherchieren (manche meiner Kollegen, dabei einige der für mich bedeutendsten, würden selbst das ablehnen). Was und wie aber dann gedreht wird, werde ich im Augenblick entscheiden, ausgehend von der Situation. Ich mache seit dreißig Jahren Filme, seit über zwanzig Jahren habe ich mich mit Dokumentarfilmen beschäftigt. Wenn ich jetzt nicht in der Lage wäre, zu improvisieren – nicht irgendwie etwas zusammenzuschustern, sondern zu improvisieren, wie Jazzmusiker improvisieren, Kabarettisten, Klassik-Solisten beim Spielen der Kadenz und Redner auf dem Weg zum rhetorischen Donnerkeil – hätte ich meinen Beruf verfehlt. Ich werde mich also gut vorbereiten, dann werde ich dem Augenblick, dem hoffentlich kostbaren und magischen, sein Recht lassen. Auch das begreife ich als eine „experimentelle“ Herangehensweise.

22

Wir sind nach Osnabrück gekommen, weil mein Vater mit einer kleinen Lastenausgleichszahlung, die er den Behörden abrang, sich schon um 1950 herum bei einer Sozialen Wohnungsbaugenossenschaft eingekauft hatte (ich erinnere mich an eine Beteiligung, die etwa bei 600 Mark lag). In Rieste und Umgebung war kaum mehr Arbeit zu finden, in Osnabrück aber wurden Industrie und Handel wieder aufgebaut. Auch mein Vater ging, für kürzere Gelegenheitsarbeiten, nach Osnabrück, an den Hafen zum Kohleschippen oder auch schon mal zu einer kleinen Aushilfsarbeit auf dem Bau. 1954 bekamen wir eine Wohnung zugewiesen in einem Neubau der Genossenschaft. Wir zogen zum 1.Mai ein, Peter und ich durften mitfahren im Führerhaus eines

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Lastwagens, auf dessen offener Ladefläche die paar Möbel, die Wäsche, die Kleider und das Geschirr aus den beiden Zimmern im Schießstand gestapelt waren.

Als wir ausstiegen, sahen wir die Siedlung von oben, von einem kleinen Hügel aus, der Schützenburg. Zwei nebeneinandergebaute dreistöckige Häuser, die gerade erst fertig gestellt waren, rechts hinter ihnen, im rechten Winkel dazu, eine Reihe von noch einmal drei Häusern gleichen Stils, schon länger fertig und bewohnt, rundherum eine leicht hügelige Wüstenei, die einmal Grünanlage mit Sträuchern, Bäumen und Rasenflächen werden sollte. Wir mussten unsere Habseligkeiten einen kurzen Steilhang hinuntertragen. Der Wagen wäre vielleicht besser von hinten an das Haus herangefahren. Aber auch das war schwierig, weil links gebaut wurde, rechts davon, vor den Siedlungshäusern aus den 20er, 30er Jahren, die wir später die „Hammersen-Häuser“ nannten, eine große Kleingarten-Anlage sich ausdehnte und vor der wiederum ein recht steiler kleiner Hang anstieg. Uns Kindern gefiel diese Abenteuerlandschaft am Stadtrand in einem terrain vague, das sich sträubte, in ein ordentliches Stadtviertel verwandelt zu werden. Selbst heute, 50 Jahre später, ist das noch nicht ganz gelungen, und jener Abhang, den wir die Möbel hinuntertrugen, ist, je nach Jahreszeit, Wetterlage oder Grad der Aufgeräumtheit, ein bunter Blumenhügel, ein kleiner Rodelhang oder eine Müllkippe.

Wir hatten jetzt drei Zimmer mit insgesamt 56 Quadratmetern; meine Eltern haben in dieser Wohnung bis zu ihrem Tod gelebt, über 45 Jahre lang. Und das, was wir da sahen, mit Blümchen tapezierter Sozialbau, nach frischem Kleister riechend, wurde bald alt und unmodern, wurde aber nicht sehr häufig renoviert, denn die Genossenschaften waren klamm, kamen bald aus der Mode und diese ging in den 80er Jahren endgültig pleite und musste alles an eine „normale“ Gesellschaft verkaufen. Aber vor dem Küchen- und Wohnzimmerfenster der Wäschetrockenplatz mit den grün gestrichenen Eisenstangen, an denen wir Hochsprung und Laufkippe übten, dahinter der kleine Hang, dann die große Ulme – das hat sich 50 Jahre lang nicht verändert. Hinter der Ulme wurde bald ein Haus gebaut mit Schießstand. Das Land an der Schützenburg gehörte dem Schützenverein. Mehr als zehn Jahre lang blieb da eine nicht einmal zu einem Viertel fertige Investitionsruine stehen, die nur zu Schießübungen genutzt wurde und im Sommer beim Schützenfest, wenn das Tack, Tack, Tack der Schüsse, gefolgt, bei Treffern, vom bierseligen „Hussa, hussa, hussasasa“ der angetrunkenen Suffköpfe, uns zwei lärmgetränkte Wochen bescherte. Im Winter spielten wir auf der offenen Betondecke, wo ein kleiner See aus Regenwasser zu einer stabilen Eisfläche gefror, ein selbst erfundenes Schlitter-Eishockey. Erst als wir alle schon diesseits des Stimmbruchs waren, wurde das Haus fertig gebaut und beherbergte in unserem Eisstadion eine Gaststätte, die aber bald pleite ging. So waren wir aus einem Schießstand an einen anderen geraten.

23

Jetzt gerade betreibt Osnabrück seine Eigenwerbung mit einem neuen Slogan, auf Karten, auf Stickern, auf der offiziellen web-site der Stadt: *Zum Glück komme ich aus Osnabrück*. Der Satz basiert auf einer repräsentativen Umfrage, in der festgestellt worden sei, dass in Osnabrück der Prozentsatz derer, die meinen, sie seien glücklich, der höchste aller deutschen Städte ist. So hört es sich ziemlich kompliziert an und wenig griffig. Einfacher wäre natürlich zu sagen: In

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

(kurz nach 1954) an der Schützenburg: rechts hinter dem Baum das Haus,
im Hintergrund die Kleingartenanlage der Hammersen-Häuser

(kurz nach 1954) von links: Walter Pech, Manfred Barth, ich

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Osnabrück leben die meisten glücklichen Menschen. Das ist aber, wie Mae West als hüftenschwingende Aushilfslehrerin vor einer Jungenklasse schon sagte, Propaganda. Sie bezog sich auf den Satz „I'm a good boy" und wollte deutlich machen, dass ein Junge bei all den dreckigen Gedanken, die er sich allein schon bei ihrem Anblick mache, das nicht mehr behaupten könne. Und ich beziehe mich auf das Umfrageergebnis und schlage als etwas zynischere Interpretation vor, dass überdurchschnittlich viele in Osnabrück dermaßen dumpfbackig sind, dass sie ihr armseliges Leben für Glück halten.

Für mich war Osnabrück immer – ohne dass ich jetzt schlecht nachgemachten Thomas Bernhard zum Besten geben möchte – die Stadt des Durchschnitts. Man hat es dort mit der empirischen Sozialforschung. Vor dem oben erwähnten gab es den Slogan von der „Stadt der goldenen Mitte". Ergebnis diesmal nicht einer repräsentativen Erhebung, sondern gleichsam schon Metasprache der Empirie. In zumindest der alten Bundesrepublik komme bei Umfragen als Gesamtergebnis immer das gleiche heraus wie im Einzelergebnis der Stadt. Das wäre also wie eine Orgie der politischen Korrektheit, das Delirium der Ordentlichkeit, die Rolle des König Ubu besetzt mit Christian Wulff. Die Stadt, in der (zu einem Teil jedenfalls) der Westfälische Friede geschlossen wurde, dieses fundamentalistische Gemetzel beendet wurde durch ein gemäßigtes, teilweise reichlich absurdes Regelwerk religiöser Beziehungen, die Stadt, in der viele Bürger auch gleichzeitig Bauern waren, daher die lackierten Fachwerkhäuser im Zentrum, die Stadt, in der es besondere Vereinbarungen gab zum Verkehr der Protestanten und Katholiken untereinander (und es vielleicht gerade deshalb zu einem Problem geworden ist, ob einer Katholik ist oder Protestant), die Stadt des Großhandels und des Kleinmuts.

Also die repräsentative Stadt der BRD. Aber eben auch die Stadt, in der nichts ausschlägt in irgend eine Richtung: Gleichförmigkeit, Ebenmaß, Mittelmaß, keine Extreme; alles normal und nichts besonders. Vielleicht die langweiligste Stadt Deutschlands.

Was für eine Kindheit kann das gewesen sein in einer solchen Stadt?

24

Ich habe wie alle Fußball gespielt, auf dem freien Gelände, das man Schützenburg nannte. Zwei Ulmenpaare, weit genug voneinander entfernt und eng genug beieinander stehend, markierten die Tore. Lange fand da oben im Spätsommer der Rummel statt, der Jahrmarkt während des Osnabrücker Schützenfests. Ich war ein ziemlich guter Torwart und rechter Verteidiger, aber mit 14 hatte es ein Ende. Ich hätte nur in einem Verein weiter spielen können. In dem Verein, der mich aufnimmt, werde ich kein Mitglied. Das hat ein jüdischer Auswanderer aus Ostfriesland gesagt, Groucho Marx. Wir: Walter Pech – was für ein Name, aber leider nur zu wahr; seine Eltern aus Schlesien – zwei andere Manfreds und die Jungen von der anderen Seite der Schützenburg. Da standen auch Sozialwohnungen.

Wir waren 3 Erwachsene und vier Kinder auf 56 qm. Günter hätte nicht mehr hinein gepaßt. Er wohnte in einem Heim für Arbeiter. Rudi war auf dem Land geblieben, in der Nähe seiner Christa. Das Jahr nach unserem Umzug mussten sie heiraten, sagte man. Sie war 16 und er gerade 20. Ich wurde Onkel im Alter von 6 Jahren.

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

Rudi fuhr jeden Morgen mit dem Zug von Neuenkirchen bis Osnabrück. Zur Arbeit bei Ortmann, wo viel später auch Jürgen lernte und lange arbeitete. Die kleine Maschinenfabrik (Holzverarbeitungsmaschinen) war im Stadtteil Schinkel, nicht weit vom sogenannten Stahlwerk entfernt, das zu Klöckner gehörte (damals schon).

25

Alle diese Fabriken sind jetzt abgerissen. Seitlich vom Hauptbahnhof haben sie über lange Jahre eine große Brache hinterlassen, die wohl jetzt erst mit allerlei Sportstudios und auch ein paar Wohnhäusern im Loft-Stil langsam geschlossen wird. Diese Lücken sind die Wunden, die die Wirtschaft und ihre Krisen in die Stadt gerissen haben – tiefer, ernster und dauerhafter, als dass all die Ansiedlungskosmetik von Universität und so weiter und so fort sie zudecken könnte. Rudi fuhr zu den besten Zeiten der kleinen Fabrik, viel später, als er lange ausgelernt hatte und wohl so was wie der Renommier-Schlosser der Firma war, des öfteren auf Montage, in viele Städte Deutschlands, aber auch ins Ausland. An Sofia kann ich mich erinnern und an eine Karte aus Istanbul. Mir war nicht ganz deutlich, wo diese Stadt lag, aber ich wusste, dass es da eine Moschee gab, die berühmt war wegen ihrer Kacheln und die *Blaue Moschee* genannt wurde. Dass dies nur die Reiseführer und deshalb die Touristen tun, wusste ich natürlich damals nicht. Wer hätte gedacht, dass ich diese Stadt einmal so gut kennen lernen würde – wenn ich auch das berühmte Innere der Sultan-Ahmet-Moschee bis heute nicht gesehen habe.

Osnabrück ist so etwas wie eine Ruhrgebietsstadt, die sich nach Norden verirrt hat: die gleiche Industriestruktur (Stahl und Textilien), sogar Kohle gibt es in der Nähe (die Zechen bei Ibbenbüren) und an einem Stichkanal einen Binnenhafen, wo Kohle und Erz ankam und Osnabrücks Produkte über den Mittelland- und den Weser-Ems-Kanal den Weg in alle Welt fanden. Und so hatte es spätestens von 1970 bis fast in die Gegenwart auch die gleichen Probleme wie die Städte im Ruhrpott. Ihre Hauptindustrien verschwanden, die Regierung wurde nach Oldenburg verlagert, der Bundeswehr-Standort aufgehoben. Das bedeutete Arbeitslosenraten wie in Bremen und den sogenannten neuen Bundesländern. Darin war Osnabrück dann auf einmal gar nicht mehr Durchschnitt.

26

Wie alle bin auch ich in die Schule gegangen. Das heißt, ein bisschen anders war es schon. An meinem ersten Schultag, wie schon erzählt, brach ich in Tränen aus, als ich aufgerufen wurde und mich zu erkennen geben musste. Auf einmal dermaßen im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, hat mir wohl die Fassung geraubt. Aber ich schluckte die Tränen schnell herunter und niemand hat es bemerkt. Jetzt erst weiß ich, dass dieser flüchtige Augenblick, tief in meinem Innern bewahrt und mit niemandem geteilt, ein Schlüsselerlebnis geworden ist für mein ganzes Leben. Darüber habe ich am Anfang, zur Herleitung des Projekts, schon ein wenig räsoniert.

Einer scheint dann aber doch etwas bemerkt zu haben. Der Schularzt, der uns ABC-Schützen einer Untersuchung unterzog, nahm mich zur Seite, winkte meine Mutter heran und stellte mich, der ich ganz knapp nach meinem 6. Geburtstag eingeschult worden war, um ein Jahr zu-

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

rück, ich sei noch nicht so recht ausgewachsen, ich solle ruhig noch einmal ein Jahr spielen. Ich meine mich an eine Art Erleichterung zu erinnern, die ich verspürte bei diesem Gutachten. Zur gleichen Zeit war da aber auch die Angst, ob meine Eltern mich gar wie einen Idioten ansahen. So konnte ich das nicht auf mir sitzen lassen. Als nach einem Jahr also der Ernst des Lebens begann, wie meine Mutter es ausdrückte, wurde ich ein richtig guter Schüler.

Es war, wie sollte es in Osnabrück anders sein, eine zweigeteilte Schule, auf der einen Seite Katholiken, auf der anderen Protestanten im gleichen Schulhaus, etwa gleich weit von der katholischen Josephskirche entfernt, deren Turm wie eine zu klobig geratene, von einem Architekturstudenten gebaute Kopie eines venezianischen Campanile aussieht und in ihre Umgebung passt wie die Faust aufs Auge, und der evangelischen Lutherkirche, wo ich konfirmiert wurde, eine Variation des preußischen Pickelhauben-Turms in gelbem Kalksandstein.

Wir schrieben noch auf Schiefertafeln und waren 54 Kinder in einer Klasse. Der erste Lehrer hieß Herr Böhm. Er hatte eine ganz eigene Lehrmethode, von der ich auch später nie mehr etwas gehört habe. Er hatte die einzelnen Buchstaben in Gebärden übersetzt; das ***e*** war ein Streichen über die Ohren, für ***Esel***. Stundenlang haben wir so Worte buchstabiert und jeden Buchstaben mit einer eigenen Gebärde begleitet. Hätte uns jemand beobachtet, alle 54 samt Lehrer wären wir eingewiesen worden in die Klaps-mühle – gleich hinter dem Bahnhof Hasetor: Gertrudenberg. Ich muss wohl besonders begabt in dieser Taubstummensprache gewesen sein. Nach der ersten Klasse wurden wir aufgeteilt und die aus unserem Wohngebiet kamen auf eine andere Schule, ich glaube, sie hieß „Martin-Luther-Schule“ und war in einer Hälfte einer bereits bestehen-den katholischen Grundschule in der Nähe des Rosenplatzes untergebracht. Gleich am Anfang musste ich Lehrern aus dieser neuen Schule Sätze und Worte vorspielen. Herr Böhm übergab die neuen Schüler und regte diese Demonstration an.

Der zweite Lehrer hieß Herr Steckahn, war ein ziemlicher Gnom, ein auffällig kleiner Mann, aber in der Erinnerung ein sehr freundlicher Mensch. Er war es, der in der dritten Klasse meine Eltern davon zu überzeugen versuchte, dass ich aufs Gymnasium gehörte. Niemals war einer aus der engeren und ferneren Verwandtschaft auf dem Gymnasium gewesen. Meine Eltern schauten mich seltsam an, als hätte ich über die Stränge geschlagen. Aber ich war entschlossen, obwohl mein Vater dagegen war. Realschule und dann eine Lehre bei der Sparkasse, wie es später Manfred Rühmann machte, hätte er akzeptiert. Bei Schwierigkeiten gebe es dann kein Pardon, sagte er, „ich nehme dich runter und steck dich in eine Lehre“. Ich war gewarnt und ging äußerlich ruhig, innerlich zitternd wie Espenlaub, zum damals obligatorischen Probeunterricht aufs Ratsgymnasium (*In Kürze feiern wir den 365. Jahrestag unserer Gründung.*), zu Fuß, jede Strecke 45 Minuten, es war eisiger Winter. Eine Woche lang, dann Warten auf den Bescheid. Meine Mutter machte den Brief auf. Ich war angenommen. Sie schaute etwas bedropst. Mein Vater: ... *nehm ich dich runter und steck dich in eine Lehre*. Ich lächelte tapfer.

Dann hatte ich bald den Salat. Der neue Klassenlehrer am Gymnasium, ein Deutschlehrer mit grauem Hitlerbart und näselnder Stimme, hatte die Idee, dass man im Klassenzimmer für irgendetwas ein paar Holzplatten bräuchte. Es gebe doch in der Klasse einen Schüler mit einem Tischlermeister als Vater. Wer sei denn das? Es meldete sich niemand. Alles wartete. Da ging es mir auf. Tischlermeister war mein Vater nicht. Altes kalkiges Bauholz hatte er auf dem Bau *organisiert*, zum Heizen. Das schon. Aber keine schönen ebenen Holzplatten, die hier gefragt waren. Ich schaute mich um. Söhne von stadtbekannten Apothekern, von Ärzten, Architekten, Studienräten und so fort. Ein Bahnobersekretär war auch dabei, das war der Vater von Max Bracht. Ein Bauarbeiter keiner. Ich entschloss mich zur Feigheit, in der Hoffnung, der Näsler

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com

würde seine Idee bald vergessen (was er dann auch tat). Dieses Missverständnis wollte ich jetzt lieber nicht aufklären. Ich flüchtete mich in Schweigen. Einmal Flüchtling, immer Flüchtling, sagte sehr viel später eine Freundin zu mir in einem gehässigen Augenblick.

27

Ich hatte niemals irgendetwas von dem, was hier erzählt wird, aufgeschrieben oder aufgenommen. Die ganzen fünfzig Jahre lang nicht.

Selbstmitleid? Ja. Aber wer um Himmels willen sollte mit mir Mitleid haben, wenn ich selbst es nicht einmal habe?

28

Es geht hier nicht um melancholische Erinnerungen, es geht nicht um Nostalgie. Es geht um die Porträts von Orten und von Landschaften.

Immer möchte ich halt zwei Dinge gleichzeitig machen, so gegensätzlich sie auch sein mögen.

29

All dies und noch viel mehr werde ich erzählt haben: an was ich mich erinnere, an was andere sich und mich erinnert haben, was einmal geschehen ist an diesen bekannten und unbekannten Orten, wie es da heute aussieht, wie die Menschen dort sind, was sie erlebt haben und was sie denken und fühlen. Das alles ist für meine anatolischen Freunde durchaus kein *bric* und *brac*, das ist es, was sie haben wissen wollen. Ich gieße ihnen noch Tee nach und sie nehmen vier Stück Zucker, den sie bedächtig in den Teegläsern umrühren. Eine lange Pause, in der sie sich zurücklehnen und schlürfen, das Glas, das sie mit Daumen und Zeigefinger an seinem Lilienrand halten, in der Faust verbergend. Ja, ja, sagt einer, das erinnert mich ... Und wir erzählen, bis die Welt voll mit Geschichten ist und bis durch die Geschichten die ganze Welt in uns Platz gefunden hat.

30

Fortsetzung folgt. Vielleicht.

Februar / September 2004 / August 2006

Manfred Blank

© 2006 by *blankfilm* Manfred Blank Filmproduktion,
Blankenburger Str. 30, D-13156 Berlin
Tel./Fax *30 262 57 45, eMail: blankfilmprod@aol.com